In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 178. Posen, den 5. August 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.
Von Ernst Philipps.

31. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Dort ist er geblieben, mit dem zunehmenden Alter noch tiefer sinkend, manchmal im Begriff, sein Glück zu machen, aber im letzten Augenblick immer wieder in seinen Erwartungen enttäuscht, dazu verschiedenen schlechten Gewohnheiten ergeben; durch seinen schwachen Charakter ziemlich leichtsinnig, seinem freiwilligen Opfer aber stets getreu und immer mit unbezwingbarer Sehnsucht nach Vaterland und Familie. Vor wenigen Monaten noch sah ich ihn, den Blick dem Meer zugewandt und in der gleichen niedergeschlagenen Haltung. Ich kann nicht umhin, auch diesen Mann als Helden zu betrachten."

Das Klirren von Gläsern, das leise Stimmengemurmel hatten während Francis Erzählung geschwiegen. Jeder stand ein wenig unter dem Eindruck — die jetzt wieder einsetzende gedämpfte Musik war fast eine Erleichterung. Dann fielen hier und da mitfühlende Worte — nur Trent saß mit bleich gestrafftem Gesicht am Kopf der Tafel. Seine Augen schossen Feuer. Der Mann spielte falsches Spiel mit ihm. Er wagte nicht, Irene anzusehen — er wußte, daß ihre Augen voller Tränen standen und ihr Atem schwer ging.

Die frühere heitere Stimmung bei den übrigen kehrte bald wieder zurück. Eine halbe Stunde später ging die Gesellschaft unter lautem Lachen und Scherzen auseinander. Irene aber verließ den Gastgeber, ohne scheinbar die Hand, die er ihr entgegenstreckte, auch nur zu sehen. Er ließ sie wortlos gehen. Als Francis ihr folgen wollte, legte Trents Hand sich schwer auf seine Schulter.

„Ich muß Sie einen Augenblick sprechen, Herr Hauptmann."

„Dann werde ich zurückkommen. Ich möchte erst Fräulein Wendermot zum Wagen bringen."

Doch Trent zog die Hand nicht zurück, und es war ein eiserner Griff, aus dem es kein Entkommen gab.

Francis sagte nichts. Er kannte seinen Mann und wollte kein Aufsehen erregen. Daher blieb er, bis der letzte Mann gegangen war und ein riesiger Neger ihnen die Mäntel aus der Garderobe brachte.

„Begleiten Sie mich, bitte," forderte ihn Trent auf. „Ich habe Ihnen einiges zu sagen."

Achselzuckend folgte ihm Francis.

XXXIX.

Kaum ein Wort wurde gewechselt, bis man Trents Haus erreicht hatte. Im Rauchzimmer stellte ein Diener Gläser und Zigarren auf den Tisch und verschwand auf eine ungeduldige Handbewegung seines Herrn. Francis zündete sich eine Zigarette an. Trent rauchte nicht — gegen seine Gewohnheit. Er ging zur Tür und verschloß sie leise. Dann kehrte er zum Tisch zurück und faßte seinen Besucher fest ins Auge.

„Francis! Sie waren mein Feind seit dem Tage, da ich Sie in Bekwando kennenlernte."

„Das nun gerade nicht," widersprach der andere. „Aber ich mißtraute Ihnen vom ersten Augenblick an, das gebe ich zu."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Heute abend haben Sie mir einen gemeinen Streich gespielt. Sie saßen als Gast an meinem Tisch und hatten mich auf keine Weise vorbereitet: im Gegenteil. Heute mittag erst haben Sie mir eine Woche Aufschub gegeben."

„Die Geschichte, die ich erzählte, hatte für die anderen keine besondere Bedeutung," antwortete Francis.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich zu betrügen versuchen," fuhr Trent fort, „aber wenn Sie es noch nicht wissen sollten, so sei Ihnen hiermit gesagt, daß Fräulein Wendermot die Tochter des alten Mannes ist."

Francis' Bestürzung war echt. Daran bestand kein Zweifel.

„Und sie weiß das?"

„Sie weiß, daß er in Afrika gelebt hat, glaubt aber, daß er dort starb. Was sie in diesem Augenblick glaubt, ist zweifelhaft. Ihre Schilderung hat sie augenscheinlich sehr bestürzt, sie wird wahrscheinlich versuchen, von Ihnen näheres zu erfahren."

Francis nickte. „Fräulein Wendermot hat mich gebeten, sie morgen zu besuchen."

„So! Nun muß ich Sie jedoch zum beiderseitigen besseren Verständnis mit persönlichen Dingen belästigen: Ich beabsichtige, Fräulein Wendermot zu meiner Frau zu machen."

Francis schnellte verwundert auf. Ein geringschätziger Zug erschien auf seinen bleichen Zügen.

„Zu Ihre Frau — das kann doch nicht Ihr Ernst sein?"

„Es ist mein Ernst!" antwortete Trent scharfen Tones. „Vom ersten Augenblick an, da ich sie sah, stand mein Entschluß fest. Jeder betrachtet mich als reichen Spekulanten. Vielleicht war ich das früher. Jetzt aber nicht mehr. Ich muß reich sein, um ihr den Platz zu geben, der ihr zukommt. Das ist der einzige Grund, weswegen ich Geld besitzen will."

„Ist Ihnen nie der Gedanke gekomemn, daß Fräulein Wendermot für Ihr Betragen ihrem Vater gegenüber eine Erklärung fordern wird?"

„Wenn sich niemand einmischt, kann ich eine genügende Erklärung gebn. Von Fräulein Wendermots Seite aus ist auch nicht alles klar; denn ich bot ihr durch ein Notariatsbüro eine größere Geldsumme und näheren Bericht über ihren Vater an. Sie gab einfach keine Antwort, schlug das Geld aus und weigerte sich auch, sich mit dem Kompagnon ihres Vaters in Verbindung zu setzen."

„Das gereicht ihr nicht gerade zur Ehre," bemerkte Francis trocken. „Monty mag sich nicht gut geführrt haben, das stimmt, aber sein Verzicht und sein langer Aufenthalt in Afrika waren ein Beispiel edler Selbstverleugnung."

„Monty hat es in vieler Hinsicht sehr schwer gehabt," meinte Trent. „Aber ich habe für ihn getan, was ich tun konnte."

„Das ist Ansichtssache," war Francis' zurückhaltende Entgegnung.

„Ich kenne Ihre Ansicht sehr gut," antwortete Trent, „und sie läßt mich kalt. Wenn Sie wollen, können Sie mich in einer Woche in ganz London verleumden — aber diese eine Woche muß ich als Aufschub haben."

„Warum sollte ich die gewähren?"

Trent hob die Schulter. „Ich will nicht drohen, ich will Sie auch nicht bestechen, aber ich muß die Woche Frist haben. Wir beide sind Männer, die gewohnt sind, ihren Willen durchzusetzen. Unter welchen Bedingungen wollen Sie mir den Aufschub gewähren?"

Francis tupfte die Asche von seiner Zigarette und stand langsam auf.

„Unter keinen!"

„Sie scherzen!"

„Meinen Sie? Ich will offen mit Ihnen reden, Herr Trent. Sie nanten mich vorhin Ihren Feind. Nun, in gewissem Sinne haben Sie recht. Ich habe Ihnen nicht getraut. Sie waren mir von Anfang an unsympathisch, obwohl ich zugeben muß, daß Sie mir das Leben retteten. Deswegen habe ich Ihnen heute morgen eine Woche Aufschub zugebilligt — jetzt nehme ich mein Wort zurück. Morgen werde ich bekanntmachen, was ich weiß."

„Also hat Ihr Haß gegen mich seit heute mittag zugenommen?"

„Ganz recht. Wir spielen jetzt mit offenen Karten, daher will ich auch nichts verschweigen. Was Sie mir über Ihre Heiratsabsichten erzählt haben, veranlaßt mich, sofort zu handeln."

„So darf ich wohl annehmen, daß Sie selbst Zuneigung für die Dame empfinden," sagte Trent gelassen.

„Mehr als für jede Frau, der ich je begegnete," war die Antwort. „Ich finde Ihr Benehmen ihr gegenüber sehr anmaßend."

Trent stand einen Augenblick wie versteinert — dann öffnete er die Tür.

„Es ist besser, Sie gehen, Herr Hauptmann Francis," sagte er ruhig. „Als ich vorhin die Tür verschloß, geschah es in bestimmter Absicht. Ich war nicht gesonnen, Sie so gehen zu lassen. Doch es sei. Sie können gehen — aber beeilen Sie sich, bitte!"

Francis zögerte auf der Schwelle. „Sie haben mich verstanden?" sagte er bedeutungsvoll.

Trent nickte. „Ich habe Sie verstanden."

*

Eine Stunde war verflossen, und noch immer saß Trent regungslos, den Kopf in die Hände vergraben, vor seinem Schreibtisch. Später erinnerte er sich dieser Stunde als einer der bittersten seines Lebens. Sein selbständiger Charakter hatte bisher jede Freundschaft vermieden; still und in sich gekehrt, hatte er Freunde nicht vermißt. Aber jetzt saß das Gespenst der großen Einsamkeit schweigend an seiner Seite. Sein Herz blutete, sein Stolz war empfindlich verletzt worden, seine ganze Zukunft und die Sehnsucht seines Herzens schwebten in ernster Gefahr.

Der Mann, der ihn soeben verlassen, war sein Feind und hegte Vorurteile gegen ihn. Aber Trent wußte, daß der es ehrlich meinte. Er war das erste menschliche Wesen, dem er seinen Lebensehrgeiz offenbart hatte. Und seine geringschätzigen Worte als Antwort klangen ihm noch in den Ohren. Wenn er recht hätte? Warum nicht?

Mitleidlos ließ Trent die Vergangenheit an seinem geistigen Auge vorüberziehen und konnte nichts entdecken, was ihm eine hoffnungsfreudige Aussicht verliehen hätte. Er hatte sein Leben als einfacher Mann begonnen — hatte das Leben eines harten Mannes geführt, der nur nach Geld und Besitz strebt, als eines Egoisten — vielleicht wenig Böses tuend, aber noch weniger Gutes. Es gab nichts auf seiner Lebensbahn, das ihn der Liebe einer Frau würdig machte. Und bestimmt gab es nichts, ihn für eine Frau wie Irene Wendermot anziehend zu machen. Alle Schätze Afrikas konnten ihn nicht anders machen als er war. Und während er sich alles dies sagte, wurde er sich darüber klar, daß er hiermit sein Leben als einen Fehlschlag bezeichnen mußte. Denn außer seiner feurigen Sehnsucht nach Irenes Besitz, gab es nichts auf der Welt, das ihn noch interessierte. Er blickte durch das elegant eingerichtete Zimmer, sah auf den Briefstapel vor sich — alles Beweise seinem Erfolg gezollter Verehrung —, und die Ironie dieses Gegensatzes schnitt ihm durchs Herz. Tiefer und tiefer sank sein Kopf, bis er auf dem Arm lag — und die Stunden, die jetzt folgten, waren für ihn von unbeschreiblicher Bitternis.

XL.

Am nächsten Morgen saß Trent ein wenig früher als gewöhnlich in seinem Büro in der City — auf das Schlimmste vorbereitet. In einer knappen halben Stunde würde er vor einer Krisis stehen, wie sie die meisten Finanziers früher oder später einmal im Leben durchmachen müssen. Sein Kredit war nicht unmittelbar in Gefahr, aber Mißtrauen war bereits vorhanden. Die breitere Oeffentlichkeit begriff die Lage nicht. Selbst diejenigen, welche im gewissen Sinne hinter den Kulissen blieben, konnten nicht glauben, daß die Angriffe auf die Aktien der Bekwando-Gesellschaft rein persönlicher Art waren. Denn da Souza, der seine ansehnliche Menge Aktien auf den Markt geworfen, hatte das Feuer entfacht. Als diese Aktien schnell aufgekauft wurden, war er mit vielen Ausrufen und düsteren Anspielungen zwischen den Börsenbesuchern einhergegangen. Viele kleine Händler folgten daher da Souzas Beispiel, und doch ging der Kurs nicht stark zurück. Allmählich wurde bekannt, daß Trent der Aufkäufer war. Nun herrschte wieder allgemein großes Interesse. Würde der Abrechnungstag von Trent erwartet werden können, ohne daß er selbst einen Teil seiner Aktien abstoßen mußte? Das würde für die Spekulanten der schwerste Schlag seit Jahren sein. Und doch — und doch — hörte man es von einem zum andern murmeln: „Bekwandos verkaufen."

Um zwölf Uhr kam ein Eilbrief von Trents Bankier. Als Trent ihn las, fluchte er laut. Das Schreiben war kurz, aber deutlich:

„. . . Wir sehen, daß Ihr Konto bei uns heute mit einem Saldo von 119 000 Pfund zu unseren Gunsten abschließt, für den wir als Sicherheit Bekwando-Aktien bis zum Betrage von 150 000 Pfund erhielten. Da wir über den Wert der Aktien sehr beunruhigende Nachrichten empfingen, ersuchen wir Sie, Ihr Konto vor Kassenabschluß abzudecken, andernfalls wir uns gezwungen sehen, die Aktien auf den Markt zu werfen . . ."

Trent zerriß den Brief in kleine Fetzen. Sein Mut verließ ihn keinen Augenblick. Telegraph und Telephon übermittelten seine Order nach allen Richtungen. Er empfing jeden Besucher mit einer Zigarre im Munde, heiter und zuversichtlich gestimmt. Wenige Minuten vor Kassenschluß betrat er ohne besondere Hast das Bankgebäude, und niemand bemerkte die Schweißtropfen auf seiner Stirn. Er schrieb eine Quittung über 119 000 Pfund aus und schob sie mit einem Bündel Banknoten und Schecks dem Kassierer zu, während er gleichzeitig seine Aktien forderte.

Man rief den Direktor. Trent wurde mit besonderer Höflichkeit in dessen Privatbüro geführt. Der Bankgewaltige schien sehr nervös.

„Ich befürchte, Sie haben meinen Brief falsch aufgefaßt," stammelte er.

Noch unter dem Eindruck der Stunden, die er durchgemacht hatte, das Geld zusammenzubekommen, fiel Trent ihm sofort ins Wort:

„Mein Besuch ist geschäftlicher Art, Herr Direktor, nicht freundschaftlicher Art. Ich möchte mein Konto bis zum letzten Pfennig abdecken und meine Aktien mitnehmen. Ich habe bezahlt, was ich schuldig bin."

Der Direktor ließ aus dem Depot das Aktienpaket bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehekrisis des Dr. Petereit.

Von **Otto Wilhelm Beise.**

In fast jeder Ehe gibt es einmal einen kritischen Augenblick, der überwunden werden muß, sei es im Guten, sei es im Bösen. Dieser Augenblick stellt das reinigende Gewitter dar, das klärend in das Verhältnis der Eheleute hineingreift, die große Prüfung, von der es abhängt, ob die Ehe glücklich wird oder ob sie zerbricht — sei es auch nur durch Herabwürdigung zu einem kühlen Nebeneinander. Ja, man kann vielleicht behaupten, daß eine Ehe, die nicht mindestens einmal vor der Gefahr stand, vernichtet zu werden, niemals eine rechte Ehe gewesen ist.

Bei dem Doktor Benno Petereit und seiner schönen Frau Maud kam dieser Augenblick sehr rasch, schon nach kaum drei Jahren. Wir alle, die wir in diesem Hause verkehrten, haben niemals eine Ahnung gehabt von dem, was damals hinter den Kulissen vorging, und nur ein oder zwei ganz vertraute Freunde haben später einiges erfahren.

Man muß Maud Petereit gekannt haben, als sie noch nicht den Goldreif am Finger trug. Schön wie ein Märchen, von bezaubernder Anmut und hinreißendem Temperament, gab es kaum einen Mann, den sie nicht an ihren Triumphwagen spannte. Da machte das Alter keine Unterschiede. Primaner und Studenten rissen die Mützen vom Kopf, wenn sie Maud nur von ferne sahen und wurden rot wie Backfische. Alte Herren neigten ihr ergrautes Haupt in lächelnder Ritterlichkeit über ihre Hand und küßten sie mit einem fernen Glanz in den Augen. Von den heiratsfähigen jungen Männern erst gar nicht zu reden!

Aber plötzlich, mit ungefähr zweiundzwanzig Jahren, heiratete sie. Sehr überraschend für alle, die sie kannten, denn niemand hatte gemerkt, daß sie den um zehn Jahre älteren Doktor Petereit besonders ausgezeichnet hätte. Maud freute sich diebisch über die allgemeine Verblüffung, und auch ihr Gatte nahm mit geheimem Schmunzeln die Glückwünsche seiner Bekannten entgegen. Durch einige harte Schicksalsschläge und durch einen schweren Beruf, der ihn ganz erfüllte, früh ernst und nachdenklich geworden, erhoffte er von der frischen Heiterkeit und dem inneren Feuer seiner jungen Frau eine Befreiung alles dessen, was gefesselt und gebändigt in seinem eigenen Blute lebte.

Alles schien darauf hinzuweisen, daß sich hier zwei Temperamente in der glücklichsten Art zusammenfanden und ergänzten. Maud, die bei aller Beschwingtheit ihres Wesens von der Heiligkeit der Ehe tief durchdrungen war und dieses Zusammenleben über die Beglückungen der Liebe hinaus zu einer feierlichen Pflicht und Aufgabe adelte, sah zwar stolz, aber keineswegs demütig zu ihrem Gatten auf. Doktor Petereit seinerseits empfand die Wärme ihrer Nähe und die Heiterkeit einer fast in sich selbst beruhenden Seele als Geschenk, fast als eine Gnade. An sich, leicht zu lenken, verwuchs er mit seiner Frau von Monat zu Monat zu immer tieferer Gemeinsamkeit, die schließlich in der Geburt eines Sohnes ihren krönenden Abschluß fand.

Beide hingen an dem Kinde mit einer abgöttischen Zärtlichkeit und wurden nicht müde, die ersten Lebensäußerungen dieses kleinen Wesens zu beobachten, mit den weißen Kinderhändchen zu spielen und in die großen, blauen Augensterne zu blicken, in denen sich ihr eigenes Antlitz klein und deutlich spiegelte. Aber ehe sie sich noch dieser Erfüllung völlig bewußt werden konnten, hob das Schicksal hart und unbarmherzig seine Faust, und als sie niedersank, zuckte in dem weißen Kinderbettchen ein winziger Knabenkörper noch ein paarmal zusammen, um sich dann mit einem leisen Seufzer für immer auszustrecken.

Ueber der Leiche des Kindes sahen sich die Eltern an, mit Augen, so heiß von unerträglichem Weh, daß sie keine Tränen duldeten. Sie tasteten nach ihren Händen und hielten sich umschlungen und fanden doch kein Wort des Trostes für einander. Denn es war ihnen, als hätte dies erloschene Leben, das sich bisher nur in unverständlichem Lallen und engelhaft-zartem Lächeln zu äußern vermocht hatte, bei seinem Erlöschen ein Stück aus ihrem eigenen Leben herausgerissen.

Erst das dumpfe Pochen der Erdschollen auf dem winzigen Sarg weckte sie aus der Erstarrung. Und als sie nach Hause kamen, als Maud vor dem kalten leeren Bettchen stand und geistesabwesend die weichen Kissen liebkoste, löste sich plötzlich die Erstarrung in einem hemmungslosen Strom von Tränen.

Dr. Petereit verstand und ehrte den Schmerz seiner Frau, den er selber zutiefst teilte. Aber er war ein Mann, den Beruf und Arbeit in mannigfaltigster Weise in Anspruch nahmen, und da er zudem, früh verwaist, mit jungen Jahren die Vergänglichkeit alles Lebens trauernd erfahren hatte, so überwand er leichter einen Verlust, der die ungeprüfte Seele seiner Frau bis in ihre Grundfesten erschütterte. Dennoch gab er sich redlich alle Mühe, durch verdoppelte Liebesbeweise Maud über das Dunkel dieser ersten leeren Zeit hinwegzuhelfen. Leider offenbar völlig erfolglos. Als deshalb Wochen und Monate vergingen, ohne daß es ihm gelang, ein Lächeln auf die Lippen seiner Frau zu zaubern, als er immer wieder bei seiner Heimkehr nur tränennasse Augen und schmerzlich herabgezogene Mundwinkel zu sehen bekam, begann die vollkommene Zwecklosigkeit seiner Bemühungen ihn schließlich mit einer an Erbitterung grenzenden Verstimmung zu erfüllen.

Doktor Petereit fühlte sich überflüssig. Er hatte geglaubt, daß ein wesentlicher Teil von Mauds Leben in dem seinen verankert war, und es schien nun, daß er zu gering war, um ihr etwas gelten zu können. Das Zusammensein mit seiner Frau, einst Rausch, Erhöhung und Feiertagsfriede, begann der Harmonie zu entraten; ihr Stummsein bereitete ihm Qualen, ihre starrsinnige Hingabe an einen Schmerz, den viele erdulden mußten, hielt er für überspannt und übertrieben. Und während er sonst keine Freude außerhalb seines Heims kannte, fühlte er sich jetzt in seltsamer Weise beschwert und gedrückt, wenn er nach harter Berufsfron einem Heim zustrebte, das mit der Heiterkeit auch die Behaglichkeit verloren hatte.

Einige Tage speiste er abends außerhalb, um Maud auf die Probe zu stellen. Sie schien seine Abwesenheit nicht bemerkt zu haben. Irgendwie erbitterte ihn dieses Verhalten seiner Frau, das er weniger ihrer seelischen Verfassung, als einer bedenklichen Gleichgültigkeit zuschob. Halb aus dieser Stimmung heraus, halb aus dem Bedürfnis nach Ablenkung und Zerstreuung, setzte er deshalb sein neues Leben fort, immer in der Hoffnung, daß Maud endlich zu ihm zurückfinden würde. Es geschah jedoch nichts dieser Art. Und so wurde, was er aus Trotz begann, allmählich zu einer Gewohnheit. Sein Herz schrie nach weiblicher Zärtlichkeit, Anteilnahme und Erheiterung, und da er zu Hause hiernach vergeblich suchte, so konnte es kaum ausbleiben, daß er schließlich zu einem jungen Mädchen in Beziehungen trat, das er durch seine Frau von früher her flüchtig kannte. Die neue Freundin, ihrerseits vereinsamt und ohne viele Bindungen an die Welt, fand Doktor Petereit nicht nur liebenswürdig und interessant, sondern — auch ihre Eitelkeit wurde angenehm befriedigt durch das Bewußtsein, ihn einer Frau abspenstig gemacht zu haben, die einst die Königin jeder Gesellschaft in dieser kleinen Stadt gewesen war.

Maud mochte dunkel etwas ähnliches ahnen, doch war sie mit allen ihren Gedanken noch allzu heftig dem großen Verlust hingegeben, als daß dieser Verdacht zunächst anderes als ein leises Unbehagen in ihr erregte. Aber eines Nachts wachte sie auf und fühlte sich einsam, eines Zuspruchs bedürftig. Sie tastete nach der Hand ihres Mannes, und sah, daß sein Bett leer war —, was zwar schon des öfteren der Fall gewesen war, ohne freilich von ihrem Bewußtsein aufgenommen worden zu sein. Diesesmal aber wurde Maud sehr nachdenklich. Und da sie auch klug war, so kam sie mit ihren Vermutungen der Wahrheit bald ziemlich nahe.

Maud erhob sich von ihrem Lager und trat vor den Spiegel. Sie musterte sich lange und sorgfältig, betrachtete tapfer und ohne Selbstgefälligkeit ihr Spiegelbild und sah ein vom vielen Weinen verquollenes Gesicht, matte, glanzlose Augen und zwei Falten, die sich von den Mundwinkeln herunterzogen. Sie fand sich abscheulich aussehend und vermutete nicht mit Unrecht, daß ihr Mann das gleiche von ihr dachte.

In einem Anfall von Müdigkeit ließ sie sich auf einen Stuhl sinken und für einen Augenblick wollte die alte Gleichgültigkeit wieder von ihr Besitz ergreifen. Aber die einmal aufgescheuchten Gedanken ließen sie nicht mehr in Ruhe. Indem sie die vergangene Zeit überdachte, kam sie schließlich zu der Erkenntnis, daß sie jung sei und einen gewissen Anspruch auf Glück habe, daß die Liebe eines lebenden Mannes eigentlich mehr gelten müsse, als die Erinnerung an ein totes Kind, dem sie in keiner Weise mehr zu helfen vermochte.

Soweit gekommen, schluckte sie tapfer die letzten heißen Tränen herunter, fest entschlossen, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln um den Wiedergewinn ihres Mannes zu kämpfen. Doktor Petereit merkte nichts von diesem Damaskus seiner Frau. Er sah nicht, mit welcher Sorgfalt sie sich nun wieder pflegte und kleidete, wie ihre Wangen allmählich Farbe, ihre Augen Glanz und ihre Lippen das Lächeln zurückgewannen. Er konnte es auch nicht sehen, weil er sich seit langem gewöhnt hatte, an Maud vorbeizusehen — halb aus Widerwillen gegen ihr in Schmerz erstarrtes Antlitz, halb aus bösem Gewissen heraus, da er für seine Abtrünnigkeit zwar hundert Gründe fand, aber keinen schwerwiegend genug, seine Treulosigkeit völlig zu rechtfertigen.

Maud dachte nicht daran, ihren Mann irgendwie bei der Moral zu packen. Sie hielt nicht viel von dieser Methode. Aber während in ihr ein seltsamer Plan reifte, überwachte sie sorgsam seine Korrespondenz. Ihr Mann brachte ihr so viel Vertrauen entgegen, daß er gar nicht daran dachte, die kleinen Mitteilungen seiner neuen Freundin unter einer Deckadresse zu erbitten. Als aber Maud ihrerseits die Wiederkehr einer gewissen Art von rosa und blauen Briefchen beobachtete, trug sie keinen Augenblick Bedenken, dieselben vorsichtig und unauffällig zu öffnen. Denn schließlich ging es um Glück und weiteren Bestand ihrer Ehe, die aus drohendem Schiffbruch zu retten jedes Mittel recht sein mußte.

Da war sie denn freilich zunächst peinlich überrascht, in ihrer Rivalin eine ehemalige Schul- und Jugendfreundin zu erkennen, mit der sie einst eine flüchtige Neigung verbunden hatte. Aber sie erging sich nicht in sentimentalen Betrachtungen. Sie merkte, wie weit man schon gekommen war, sie dankte dem Schicksal, daß ihr den Namen der Feindin verriet, und beschloß schleunigst zu handeln.

Als Doktor Petereit an diesem Abend nach Hause kam, erklärte ihm Maud, daß sie am nächsten Sonntag abend ihre Eltern besuchen wollte. Ihr Mann stimmte ihr freundlich zu und hatte alle Mühe, ihr seine Genugtuung zu verbergen. Am nächsten Nachmittag schon erspähte sie ein zartes Briefchen, das nur die Worte enthielt: „Ich komme." Und es war ihr gewiß, daß ihr Gatte seine Freundin während Mauds Abwesenheit in der gemeinsamen Wohnung empfangen wollte.

An dem fraglichen Sonntag verschwand sie zeitig in ihrem Zimmer, um sich anzukleiden. Absichtlich zog sie die Prozedur in die Länge, während sie heimlich lächelte über die ungeduldigen Schritte, mit denen ihr Mann im Eßzimmer auf- und niederging. Mit Sorgfalt wählte sie eine Toilette, die alle Reize ihres jungen Körpers aufs vorteilhafteste in Erscheinung brachte. Ihr Gesicht, durch das große Ziel, um das es ging, jugendlich gerötet, strahlte unter dem Feuer eines Augenpaares, das hundert süße Geheimnisse zu bergen schien. Ein Kranz blasser Perlen schmiegte sich um ihren schlanken Hals, und so trat sie endlich, mit sieghaftem, schelmischem Lächeln vor ihren überraschten Gatten, der ein bewunderndes „Ah" nicht zu unterdrücken vermochte.

„Ich habe noch ein bissel Zeit," sagte sie und hängte sich in seinen Arm, „also setzen wir uns und plaudern wir noch ein wenig. Es ist lange her, seit wir es zuletzt taten."

Doktor Petereit betrachtete Maud von der Seite und lächelte, wenn sie ihn ansah. Es war ein etwas verzerrtes Lächeln. Denn nie war ihm seine Frau so atemberaubend schön erschienen, und wenn er an seine neue Freundin dachte, so kam sie ihm häßlich und unbedeutend vor. Er wünschte, daß Maud ginge, und gleichzeitig hatte er eine wahnsinnige Angst, sie könnte ihn verlassen. Er hätte dieses Zusammensein gern bis in die Ewigkeit ausgedehnt, aber er wünschte brennend, es fände an einem anderen Orte statt.

Maud war vollkommen unbefangen. Sie sprach nie von ihrem Kinde, nur immer von früheren Zeiten und von den ersten Seligkeiten ihrer Ehe. Ein wenig fieberte sie, aber sie beherrschte sich außerordentlich und ersann tausend kleine Zärtlichkeiten und Liebkosungen, um ihren Mann zu erheitern. Um acht Uhr klingelte es. „So spät noch Gäste", sagte Maud und zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Doktor Petereit wollte zur Tür stürzen, sie hielt ihn zurück und ging selbst. Sie begrüßte ihre frühere Freundin mit gut gespielter Herzlichkeit, nicht ohne einen Ton des Befremdens in ihren Worten mitklingen zu lassen. Das arme Mädchen war so bestürzt über den unerwarteten Empfang, daß es kaum ein paar zusammenhanglose Worte zu sprechen vermochte und plötzlich höchst albern zu lachen begann. Doktor Petereit bleib steif wie ein Klotz. Die unglückliche Situation erzeugte in ihm einen förmlichen Haß gegen den Störenfried, eine ganz ungerechte Verstimmung, die sich vielleicht irgendwie Luft gemacht hätte, hätte Maud ihn nicht mit einem feinen und gutmütigen Lächeln beschwichtigt.

Man trank zusammen Tee und es kann nicht behauptet werden, daß es ein sehr gemütliches Teestündchen war. Doktor Petereit war wortkarg und vergrübelt, seine Augen hingen an der Gestalt seiner Frau wie ein Ertrinkender am Leben. Der Gast glaubte die Situation retten zu müssen und sprach wie ein Wasserfall, um die eigene Verlegenheit zu bemänteln, aber es war lauter belangloses und törichtes Zeug. Und nur Maud sprühte von Witz und Laune und sah entzückend aus in ihrer prachtvollen Toilette, schön wie Helena, und geistreich wie Voltaire.

Einmal sah das Mädchen in den Spiegel und verglich ihr Aussehen mit dem von Maud. Sie empfand erschreckt, daß sie keine Konkurrenz zu bieten vermochte. Aber sie war auch Weib und durchschaute das Spiel — und sie wußte, daß es verloren war, als ihr Blick einmal den Mann streifte, dessen Antlitz vollkommen Hingabe, Liebe und Stolz ausdrückte. Da erhob sie sich brüsk und verabschiedete sich mit wenigen kühlen Worten des Dankes. Doktor Petereit sagte nichts, er machte eine kalte Verbeugung und wandte der Gehenden den Rücken, noch ehe sie das Zimmer verlassen hatte.

Als die beiden allein waren, legte Maud plötzlich die Arme um den Nacken des Mannes und lächelte unter Tränen. Da erkannte er, daß sie um die dunklen, dumpfen Wege seiner letzten Wochen etwas wußte. Er wollte etwas sagen, um Verzeihung bitten. Aber sie verschloß ihm den Mund mit Küssen. Denn schließlich, es war ja ihre Schuld, daß es eines solchen Umweges bedurft hatte, um wieder zusammen zu kommen.

Eine Heiratsannonce aus dem Jahre 1812.

Der bekannte, „nicht mehr ungewöhnliche Weg", ist, wie so vieles, nicht erst eine Errungenschaft unserer Zeit. Schon im 18. Jahrhundert verwendeten heiratslustige junge und ältere Junggesellen beiderlei Geschlechts die schöne Einrichtung des Inserats, um auf die immerhin bequemste, wenn auch risikovollste Art in den Hafen der Ehe einzulaufen. So konnte man im „Leipziger Intelligenzblatt" vom 9. Mai 1812 lesen:

„Vier honette, sehr schöne 18—24jährige Mädchen guter Erziehung, vom Lande, wovon jede so leicht 3000 Gülden Heiratsgut erhält, wünschen in einer größeren Stadt durch Heirat bald eine Versorgung zu finden. Sie schmeicheln sich, gute Hauswirtinnen zu werden, jeder Wirtschaft gewachsen zu seyn und nur wegen der Abgelegenheit des Vaterortes von anständigen Heiratslustigen ungesucht zu sein, denn sie sehen mehr auf Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit, als auf Vermögen. Um das Nähere können nicht über 40 Jahre alte und mit keinem leiblichen Gebrechen behaftete Subjekte sich schriftlich erkundigen mit der Aufschrift „suchet, so werdet ihr finden". Abzugeben im Verlagscontor des „Intelligenzblattes". Das dabey strenges Stillschweigen beobachtet wird, versteht sich von selbst."

Man sieht, diese Heiratsannonce unterscheidet sich von den heutigen eigentlich nur in einem Punkte: man hielt damals noch für nötig, den bisherigen Mangel an Bewerbern zu erklären. Heute würde allerdings auch die „Abgelegenheit des Vaterortes" nicht mehr überzeugen können.

Aus unserem Raritätenkasten.

142.

Kaiserin Katharina die Erste von Rußland konnte weder lesen noch schreiben, sprach jedoch vier Sprachen: russisch, schwedisch, deutsch und polnisch. Ihre Tochter Elisabeth schrieb und unterzeichnete an Stelle der Kaiserin die von ihr verfaßten und diktierten Beschlüsse.

143.

Die Schiffe der englischen Marine tragen heute z. T. noch die Namen wie zur Zeit der Königin Elisabeth.

144.

Der Mensch schläft am tiefsten und ist von allen Kreaturen an schwersten zu wecken.

145.

Als Friedrich Wilhelm III. sich seine Zähne in Ordnung bringen lassen wollte, mußte er zu diesem Zwecke nach Paris reisen.

146.

Ein schöner Vogel, der „Bienenwolf", füllt sich ungestraft den Kropf mit lebenden Wespen.

147.

Kaiser Friedrich I. hielt dem Papst Alexander III. bei seiner Aussöhnung mit diesem bei Venedig diesem den Steigbügel.

148.

Bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mußten sich die englischen Soldaten selbst ausrüsten. Der Staat lieferte nur den Paradefrack, Hose und ein Paar Stiefel.

149.

Zu einer Schlittenfahrt der „Allerhöchsten Herrschaften" während des Wiener Kongresses wurde der Schnee in Körben zusammengetragen.

150.

Zu dem Rüstzeug der mittelalterlichen „Helfer", d. h. Sanitäter, gehörten Schweinekot und Hasenhaare, Totenaugen und Drachenblut, daneben Glüheisen und die Aderlaßschnäpper.

151.

Auf der ägäischen Insel Kos freit nicht der Mann um die Braut, sondern das Mädchen um den Bräutigam.

152.

Als die englischen Truppen nach Rangun, im Delta des Irawadi kamen, starben so viele am Klima, daß sie den Ort Golgatha nannten.

153.

Schon Perikles hat den Gedanken eines Parlaments, und zwar eines allgemeinen griechischen gehabt.

154.

Die Berliner Siegessäule steht etwas schief.

155.

Neger haben meist schmale Schädel.

156.

Die Käfersammlung des Naturhistorischen Museums in Wien umfaßt ca. 1 Million Stück.

157.

Ludwig der XIV., der prunkliebendste Fürst aller Zeiten, verwandte auf den Bau des Versailler Königsschlosses eine volle Milliarde Franken und verbrannte hinterher alle Rechnungen.

158.

Eine blonde oder brünette Dame trägt durchschnittlich 65—80 Kilometer Haare auf dem Kopf.

159.

Ein Rind liefert höchstens 5 Kilogramm Fleischextrakt.

160.

Die Abfälle beim Schleifen des Diamant „Regent" hatten allein einen Wert von 180 000 Franken.

Fröhliche Ecke.

Der Künstler. „Gestern sah ich im Variete einen Pianisten, der spielte mit seinen Zehen!"

„Sowas macht mein Junge von sechs Monaten im Schlaf!"

Alter. „Unser Hund wird alt!"

„Wieso?"

„Er heult nicht mal mehr, wenn meine Frau singt."

Der Sohn des Hauses. „Sie sind der Sohn des Hauses?"

„Ja. Leider."

„Wieso leider."

„Ich wäre lieber der Sohn von Rothschild."